

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 149.

Freitag, 12. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

Sie strich langsam, wie aus einem Traum erwachend, mit der Hand über das Haar, starrte auf den Nelkenstrauß, der auf dem Tisch stand, und wandte sich unvermittelt, fast heftig vor Erregung, an die vor ihr Sitzende:

„Hatte er nicht — eine Narbe zwischen Daumen und Mittelfinger?“

In Frau Mejeritz' Gesicht kämpften Staunen und Fassungslosigkeit.

„Eine Narbe? Was für eine Narbe? — Das weiß ich nicht.“

„Wie kommen Sie denn auf die Narbe, Fräulein Schütz?“, fragte der Kriminalrat. „Verwechseln Sie die beiden Fälle oder — ja, halten Sie das für möglich?“

„Mein Gott, ein Kriminalist sollte nichts für unmöglich halten, Herr Kriminalrat“, erwiderte Ilse. Eigentlich dachte sie es nur laut, um den absurden Einfall vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Besonders wenn es sich um Frauen handelt“, ergänzte Kendlers lächelnd. „Ich habe hier noch einiges zu erledigen. Bitte, warten Sie auf mich, wir müssen die Angelegenheit dann einmal eingehend erörtern.“

„Man hat halt so in jedem Beruf seine Feinde und Hindernisse“, sprach Siegfried Riese zu sich selbst.

„Der Hauptfeind eines Handlungsreisenden sind die kleinen Türschilder, die in kategorischer Knappheit und völliger Verkennung der trassen Unterschiedlichkeit Betteln und Hausieren“ in einem Atemzug verbieten. Über diese vertrackten Gesekestafeln kann man umgehen, kann Glück haben und in irgendeiner Etage vom Erfolg begünstigt sein.

Der Hauptfeind eines Detektivs jedoch ist der Portier. Und diesen Portier kann man nicht umgehen, und kann deswegen auch nichts erreichen.

Siegfrieds Groll gegen die an und für sich höchst ehrenwerte Menschengattung war begreiflich. Denn zum zweitenmal an diesem Abend drohte sein Latendrang an der Opposition eines Türgewaltigen zu scheitern.

Nur daß der Portier Nummer 2 keine weinrote, sondern eine lila Uniform anhatte, daß sich um seine Mühe nicht goldgestickt „Lunapart“, sondern silbergestanzte „Splendid“ ringelte, und daß er Siegfried viel unüberwindlicher schien als sein überlisteter Vorgänger, weil er durch eine Telephonschnur mit einem, vielleicht sogar mehreren unsichtbaren und darum dreifach gefährlichen Gegnern verknüpft war.

„Die Direktion bedauert“, sagte der Portier, „auf die Mithilfe privater Detektive momentan verzichten zu müssen. Einmal haben wir unseren Hausdetektiv Herrn Dieke und außerdem —“

Das Wort „Dieke“ fing Siegfried auf.

„Was, Herr Dieke? Das ist ja ein guter Bekannter von meinem Onkel Schindler. Klar würde der mir die Mitarbeit gestatten.“

Siegfried hatte keinen Onkel, der Schindler hieß. Demzufolge konnte der als Referenz Erwähnte auch nicht mit Herrn Dieke im „Splendid“-Hotel durch freundschaftliche Beziehungen verbunden sein.

Aber das kümmerte den erdichteten Neffen nicht im geringsten. Bis man seine Notlüge durchschaut hatte, konnte er längst alles Wissenswerte erfahren und ergründet haben.

Und im äußersten Falle hatte sich der Onkel eben geirrt und es war nicht dieser Herr Dieke, sondern ein anderer Herr Dieke. Warum aber sollte dieser Herr Dieke nicht zufällig einen Bekannten haben, der Schindler benannt war?

„Herr Dieke ist augenblicklich telephonisch nicht zu erreichen!“, verkündete der Portier und hielt das Hörrohr ein. „Wollen Sie bitte in der Halle solange warten, bis ich Bescheid bekommen habe.“

Siegfried versank in einem der hochlohnigen Baden-Jessel.

Die Halle erobert zu haben, war immerhin ein nennenswerter Vorstoß. Mut und Zuversicht rannen durch seine Adern und schufen den Vorsatz, weitere Siege zu erfechten.

Rechter Hand mündete ein türenbestandener Korridor, der in einer Biegung endete. Wohin mochte er führen?

Den Augenblick, als ein Herr an die Portierloge trat und der Bemühte sich in ein Buch, anscheinend ein Kursbuch, vertiefte, benützte Siegfried, eilig und unbemerkt in diesen Korridor einzuschwenken.

Er bog um die Ecke. Der Gang war menschenleer und lag in gedämpftem Licht. Behutjam tappte er vorwärts.

Da näherten sich Schritte.

Aus Angst, von einem der Hotelangestellten gehalten, befragt und, was sicherlich dasselbe war, hinausgewiesen zu werden, öffnete er, ohne das Widersinnige seines Tuns zu überlegen, die nächste Tür. Schreibzimmer stand darauf.

Es war eine Doppeltür.

Siegfried zwängte sich in den schmalen Hohlraum zwischen Holz- und Polsterwandung. Schloß die äußere bis auf einen winzig-unmerklichen Spalt. Und harrete lauernden Blicks, in welcher Gestalt das Unheil — Gott geb's! — vorüberziehen würde.

Was er jedoch in der nächsten Sekunde von seinem seltsamen Beobachtungsposten aus erspähte, verschlug ihm fast den Atem.

Ein Herr und eine Dame kamen vorbei. „Verwahren Sie jetzt lieber den Schmutz“, hörte er die Frauenstimme sagen, „es ist mir doch zu gefährlich, ihn mit nach Haus zu nehmen.“ Darauf barg der Herr etwas in der Brusttasche und antwortete einige Worte, von denen Siegfried nur noch: „Schöner Schreck für den Besitzer“ verstand.

Hätte er diese Szene zwei bis drei Stunden früher erlebt, er wäre hemmungslos mit einem tosenden

„Hände hoch!“ aus seinem Versteck gestürzt. Die abendlichen Begebnisse hatten ihn zur Vorsicht erzogen.

Jedenfalls mußte man den beiden nach! Das Gesicht der Dame hatte er nicht erkennen können, weil die breiten Schultern des Herrn es deckten. Aber ihn, ihn würde er unter Hunderten wiederfinden!

Die Gesuchten mußten hinter einer Tür verschwunden sein — sie waren nicht mehr zu entdecken. Siegfried stürmte den Gang herauf und — prallte mit voller Wucht gegen die betretene Tüchbrust des Portiers.

„Ja, wo stecken Sie denn?“, fragte der lebende Brellstein vorwurfsvoll. „Dort ist Herr Dieke. Sie wollten doch —“

Und er wollte!

Mit fieberhaft glühenden Backen schnellte er auf den Bezeichneter zu:

„Mein Name ist Riese. Siegfried Riese. Ich bin Privatdetektiv. Bearbeite den „Splendid“-Fall. Und habe eben die Diebe gesehen.“ Es entfuhr ihm, aller besseren Einsicht zum Trost. Zwecklos, daß er sich hinterher erschroden auf den Mund schlug.

Aber Herr Dieke hatte in der letzten Zeit so viele Zeugenbeteuerungen, die sich darauf versteiften, „die Diebe gesehen zu haben“, über sich ergehen lassen müssen, daß er zu Siegfrieds Verwunderung der „einfach umschmeißenden“ Mitteilung nur ein mißtrauisch-kühles „Das ist ja sehr interessant. Wie sahen denn die Diebe aus?“, entgegensezte.

Die Dame hatte hellblondes Haar und was Silbernes, sehr Elegantes an. Und der Herr war groß, breitschultrig, 'n bißchen dick beinahe, in einem dunklen Anzug, mit leichter Glase und so tiefen Ministerwinkeln —

Herr Dieke vom „Splendid“-Hotel mochte sich nicht eingestehen, daß ihn jemand zum besten halten könnte. Er entschied sich dahin, sein Gegenüber auf den Geisteszustand zu taxieren, den man bei Frauen „hysterisch“ nennt. Ein Detektiv, der — Kriminalrat Rendler nicht kannte?

„Das ist ein Mißverständnis. Ich bin leider im Augenblick so außerordentlich beschäftigt, daß ich darauf nicht näher eingehen kann. Wenn Sie sich eventuell schriftlich an mich wenden wollen. Tut mir sehr leid. Verzeihen Sie — Guten Abend!“

Jedes Wort, das er sprach, verband Dieke mit einem Schritt in der Richtung der Drehtür. Mit dem letzten „Guten Abend“ hatte er sie erreicht und brachte sie noch höflich in Schwingung.

„Wer weiß, ob die nicht unter einer Decke stecken“, grübelte Siegfried, als die Glühbirnen der „Splendid“-Fassade wieder über seinem Kopf auf- und abflamnten. „Schön, werde ich eben an die Polizei schreiben!“ —

Herr Dieke aber kehrte in sein Kontor, zu Rendler und Ilse Schütz zurück, stemmte den Arm in die Hüfte und lachte:

„Was einem doch alles passieren kann! Die Schildbürger sind, glaube ich, noch nicht ausgestorben! Jetzt ist mir eben anvertraut worden, daß Sie beide Juwelendiebe wären.“

„Ist ja toll! Von wem denn?“

„Von einem Herrn Riese, einem Privatdetektiv noch dazu!“

„Riese? Riese?“, wiederholte der Kriminalrat, „den Namen habe ich heute schon wo gehört. Fräulein Schütz, wohnt nicht ein Riese in dem Hause, in dem —“

„Sonderbar“, nickte Ilse, „ob da Zusammenhänge bestehen? Der Sache muß ich auf den Grund gehen!“

Der Gedanke an das Gewehr ihres Untermieters verschonte den Schlaf von Frau Kuliske's Lagerstatt.

Wozu hatte Herr Riese ein Gewehr? Der hatte doch nie ein Gewehr gehabt. Der brauchte doch auch kein Gewehr. Wozu denn? Wozu brauchte der ein Gewehr? Der würde doch keine Dummheiten machen?

Vielleicht war auch die Verbrecherjagd, die Frau Kuliske zwei geschlagene Stunden — zwischen neun und elf Uhr — vom roten Samstuhls ihres Stammfinos aus mitgehegt war, an ihrer Nervosität und Unruhe schuld.

Frau Kuliske hatte Angst. Sie nannte es „Verantwortung für junge und unerfahrene Menschen“ —

In Nachtjacke und Unterrock, zeitungspapierne Lodenwickel im Haar, stahl sie sich heimlich in das „Möblierte“, nachdem sie sich — „horchend an der Wand“ — überzeugt hatte, daß Riese noch nicht zu Hause war.

Eben wollte sie den elektrischen Schalter anknipsen, als sich an der Tür etwas regte. Ein dünn klimmerndes Geräusch! Jemand bastelte am Schloß.

„Ist dort jemand?“, leuchtete Frau Kuliske und hörte ihre Zähne klappern. „Heda, ist dort jemand?“

Sie wagte aber nicht, die Tür zu öffnen. Einmal mit Rücksicht auf das Neglige und die Lodenwickel — die nur in der Wirkung, nicht aber in der Entstehung schön anzuschauen waren! — und dann, weil sie ja eben erst im Kino gesehen hatte, was Einbrecher in diesem Falle zu tun pflegten. Die legten einem die Eisenstange so unvorsichtig auf die Frisur, daß einem vor Ärger die Lust zum Atmen verging.

Nein, nein! Nur nicht aufmachen! Nur rufen!

„Ist dort jemand? Heda! Ist dort —“

Nichts. Lautlose Stille.

Frau Kuliske hatte das Interesse an dem Gewehr verloren. Es war hinter der eisenblechgefüllten Entree ihrer Gemächer doch sicherer und angenehmer. Sie drehte noch das Licht an und ließ es — zum Abschrecken! — brennen. Dann nahm sie Kurs auf ihre heimattlichen Gesilde.

Draußen im Treppenhaus aber rutschte mit lautloser Geschwindigkeit ein junger Mann in Smoking und dunklem Ulster das Geländer hinab.

Wenn dieser junge Mann seinen Gefühlen rücksichtslos und ungehindert hätte Ausdruck verleihen dürfen, dann hätte er vermutlich in ingrimmiger Wut mit den Stiefelschaden gegen die Tür geböllert und in gleichem Ton und Rhythmus ein paar Verwünschungen hinzugefügt.

Verdammtes Pech! Alles hatte bis jetzt geklappt! Die Dike war mit verblüffender Einfalt auf den Leim getreten, die Flucht aus dem „Splendid“ geglückt, das Zimmer in der Pension gekündigt, die Koffer gepackt, die Fahrkarten gelöst, in zwei Stunden ging der Zug. Und nun warf dieser Fehlschlag alle Vorbereitungen und Pläne über den Haufen. Er hatte doch die Nacht über Verbrecher suchen wollen, der naive Jüngling! Wer mochte in seinem Zimmer sein? Man mußte also, wohl oder übel, noch einen Tag in Berlin bleiben. Verdammtes Pech!

Als Siegfried gegen zwei Uhr endlich heimkam, unterrichtete Frau Kuliske, die eigens zu diesem Zweck aufgeblieben war, ihn durch die Mauer von dem besorgniserregenden Geschehnis.

„Ach, was wird das schon gewesen sein? Nicht der Mühe wert, sich darüber zu ereifern!“, entgegnete Siegfried tröstend und beruhigend. Aber seine Worte vermochten weder Frau Kuliske noch ihn selbst zu überzeugen.

Wie, wenn man wirklich bei ihm einbrechen wollte? Es würde sich in den Stil dieses Tages glänzend einordnen.

Siegfried war zu müde, um noch einmal all das zu überzählen, was er heute eingebüßt hatte, er beschränkte sich lediglich darauf, zu überschlagen, was ihm noch abhandeln kommen konnte.

Sein Geld!

Er hatte noch welches, da der Kalender ja einstellte, weil noch einstellige Zahlen zur Schau trug. Wenn man ihm das entwenden würde!

(Fortsetzung folgt.)

Kampf der Frauen.

Skizze von Harry Wien.

In den Abendstunden ereignete sich in der oberen Friedrichstraße folgende Begebenheit: In das Schaufenster der Juweliers Witt & Mansfeldt flog ein roter Ziegelstein. Splittend sprang die Fensterscheibe auseinander. Die Scherben lagen teils auf dem Bürgersteig, teils im Schaufensterinnern.

Es entstand ein unbeschreiblicher Tumult. Im Augenblick sammelte sich eine Menschenmenge vor der weitläufigen Öffnung der Ladenscheibe, vor der Perlen, Diamanten, Saphire sich offen barboten. Schreie, Rufe, Pfiffe und Schüsse gellten. Polizisten brachen sich durch den Menschenhaufen Bahn. Sie ergriffen diesen und jenen, der ihnen verdächtig erschien, durch einen Handgriff Juwelen an sich gebracht zu haben.

Der Student Frank Farrar, der zuerst unter denjenigen gewesen, die dicht vor dem zertrümmerten Glase gestanden, wurde durch die wilde Bewegung, in welche die Menge beim Erscheinen der Polizisten geriet, nach außen gedrängt. Er suchte so schnell wie möglich die Friedrichstraße zu verlassen. Er war zerzaust. Sein Rock wies einige Risse auf. Ihn flüchtete und hügelte nachher die Studentin Flora Gade. Sie wußte nicht, als sie begann, Futter und Oberstoff zu stopfen, daß mit dieser Tat ihr Leben in die Bahn des Unheils geriet.

In der Kantine, in der die Studenten und Studentinnen zusammenzutreffen pflegten, erstattete Frank Farrar Bericht über die sensationelle Begebenheit in der Friedrichstraße. Man unterhielt sich darüber, wieviele Juwelen gestohlen seien, ob man die Diebe ergriffen hatte und in welcher Weise das Gesetz ihre Schuld bestrafen würde.

Die Studentin Agnes Kallina entfernte sich, nachdem sie eine Weile zugehört. Einige Stunden später kam Flora Gade in ihr Zimmer mit der Bitte, ihr elektrisches Bügeleisen benutzen zu dürfen, um Farrars ausgebefferten Rock zu bügeln. Die Kallina sagte mit ihrer langsam und müden Stimme, daß der Kommilitone das Bügeleisen zur Verfügung stehe.

Flora Gade hügelte.

Agnes Kallina wandte ihr den Rücken zu, da sie auf ihrer neuen Schreibmaschine einen Beitrag für ein wissenschaftliches Fachblatt schrieb. Dann und wann tat sie einen Zug aus ihrer Zigarette, die in einem Nidelbehälter vor dem blanken Teekessel lag. Der kam in ihrem Zimmer kaum außer Gebrauch, weil sie eine leidenschaftliche Teekränzlerin war.

Flora Gade hügelte mit einer Art von Andacht Farrars dunkelblauen Rock. Sie tat ihm so gern diesen Dienst. Sie liebte Frank Farrar, und sie ahnte, daß auch Frank sie liebte, obwohl er oft mit der scharfsinnigen Agnes Kallina debattierte.

Plötzlich bemerkte Flora beim Bügeln in einer der Taschen eine Erhöhung. Sie griff hinein und zog zu ihrem Entsetzen einige Ohrringe mit Diamanten und Saphiren hervor. Sie fühlte, daß sie vor Schreck erblaute. Nicht einen Augenblick zweifelte sie daran, daß Farrar unschuldig war. Nicht er hatte durch die zerprüngene Ladenscheibe nach den Juwelen gegriffen. Das mußte ein anderer gewesen sein. Vielleicht war dieser andere von einem der Polizisten, der ihn als einen Gewohnheitsdieb kannte, gepackt worden, und um sich des Beweismaterials zu entledigen, hatte der Ertappte — was in dem Gedränge nicht schwer war — die Ohrringe einem der Nächststehenden in die Rocktasche gestopft.

Flora Gade begriff sofort mit dem Instinkt der Liebenden, daß Farrar von schwerer Gefahr bedroht war. Sie wußte, er würde sich unverzüglich der Polizei stellen, wenn er erfuhr, daß Juwelen aus dem Raub in seinem Besitz waren. Würde die Polizei ihm seine Schuldlosigkeit glauben? Das war nicht mit Sicherheit anzunehmen. Nein, Farrar durfte nie erfahren, daß er Diamanten und Saphire in der Rocktasche gehabt. Sie mußte Schweigen ihr Leben lang.

Flora Gade hügelte Farrars Rock mit bleichen, bebenden Lippen. Agnes Kallina schrieb auf der Schreibmaschine an ihrer wissenschaftlichen Arbeit und tat dann und wann einen Zug aus der Zigarette, die in einem Nidelbehälter vor ihrem Teekessel lag.

Unter den Studierenden entstand das Gerücht, daß Frank Farrar und Flora Gade sich verloben würden.

So wäre es auch gekommen, wenn nicht die Studentin Kallina eines Tages im Korridor der Universität die Studentin Gade um ihren Besuch gebeten hätte. Wieder sah die Kallina, als Flora kam, rauchend und auf der Schreibmaschine schreibend vor ihrem Nidelteekessel. Das Gespräch drehte sich anfangs um Belanglosigkeiten. Plötzlich aber fragte die Kallina geradewegs, ob es der Wahrheit entspräche, daß sich Flora mit Farrar verloben wolle. Als Flora errötend ihre und Farrars Liebe nicht in Abrede stellte, fragte die Kallina, nachdem sie gleichmäßig einen langen, genießerischen Zug aus ihrer Zigarette getan, wie sich denn Farrar zu der Tatsache gestellt, daß sich in seiner Rocktasche Schmuckstücke aus dem sensationellen Raub in der Friedrichstraße befunden hätten.

Flora war es zu Mute, als zöge ihr jemand den Boden unter den Füßen fort. Entsetzt starrte sie die Kallina an. Wie war es möglich, daß sie um das schreckliche Geheimnis wußte. Flora Gade hatte es doch vor jedermann verborgen.

Sie mußten annehmen, daß ich nichts gesehen hätte; denn ich schrieb auf der Schreibmaschine und wandte Ihnen den Rücken zu", sagte die Kallina. „Aber" — und sie deutete lächelnd mit ihrer glühenden Zigarette auf die blanke Fläche des Teekessels — „im Spiegel dieses Samowars bemerkte ich, wie Sie die Stücke aus der Tasche zogen. Es waren mittelgroße, gute Steine ..."

„Nie darf Frank es erfahren. Nie!" rief Flora verzweifelt. „Womit wollen Sie mein Schweigen erkaufen?" fragte sie.

Die beiden Frauen sahen sich lange an. Flora sah, jene war unerbittlich. Agnes Kallina liebte Frank selbst und wollte ihn haben. Flora Gade wußte den Preis, für den das Schweigen der Kallina zu erkaufen war. Sie zahlte ihn.

Frank Farrar ging lange finsternen und verbitterten Gemütes umher, ohne jemanden Auskunft über den Brief zu geben, in dem die Studentin Gade ihm schrieb, sie müsse ihn verlassen, da sie erkannt, daß ihre Neigung zu einem Jugendfreund doch größer sei als ihre Neigung zu ihm.

Nur seiner Braut Agnes Kallina gegenüber äußerte er in späterer Zeit, daß nie im Leben ihn ein Ereignis so geschmerzt habe wie die Untreue der Flora Gade.

Agnes Kallina fand manches warme Wort, um den Verrat der Studentin zu entschuldigen. Farrar sah sie bewundernd an. „Frauen stehen doch immer für Frauen ein", dachte er.

Welt u. Wissen

Zwei Milliarden Menschen.

Die menschliche Familie ist größer, als wir annehmen: Der Völkerbund hat soeben eine Statistik veröffentlicht, nach der nur noch 50 Millionen an zwei Milliarden Menschen fehlen.

Zweitausend Millionen menschliche Wesen ist eine große, große Zahl, von der die Mehrheit nicht denkt und ein Bruchteil nur gelegentlich denkt.

Mehr als eine Milliarde lebt in Asien. In Afrika, wo nur wenig weiße Menschen gegen tropische Sonne, Fieber und Schlafkrankheit kämpfen, leben 146 Millionen. In Australien 9 Millionen.

Es wird interessieren, daß all diese Menschen der Erde bequem auf einer Fläche stehen können, die so groß ist wie der Bodensee, und das eine Landschaft, so groß wie Deutschland und Italien zusammengenommen, diese Menge auf ernähren könnte, bei selbstredend rationeller Bebauung und Bewirtschaftung.

Wir sehen also, daß wir vor einer Überbevölkerung in den nächsten Tausenden von Jahren keine Angst zu haben brauchen.

Fünf Arten von Träumen. Fünf deutlich unterschiedene psychologische Formen der Träume hat ein Londoner Arzt, Dr. E. Graham Howe, nach langen Studien festgestellt und fügt noch eine sechste Klasse hinzu, in die er alle übrigen Träume verweisen möchte. Die fünf Typen sind Wunsch-erfüllungsträume, Angstträume, Zwedträume, selbstkritische Träume und Wiederholungsträume. Unter der letzten Gattung versteht der Gelehrte die verhältnismäßig uninteressanten Träume, in denen Erlebnisse und Erfahrungen des Tages vorher im Schlafe wieder auftauchen. Der typische Wunsch-erfüllungstraum ist zum Beispiel der eines Kindes, das im Traume das Spielzeug bekommt, das es ersehnt, oder der Traum eines Erwachsenen vom Tode eines Feindes, dessen Beseitigung er bewußt oder unbewußt erhofft hat. Der Angsttraum ist wohl der häufigste aller Träume; sein Typus tritt deutlich zutage in den allbekannten Examens-träumen, beim Verpassen von Zügen und bei allen jenen bedrückenden Vorstellungen, die man als „Alp" bezeichnet. Die Zwedträume sind die, bei denen Schwierigkeiten oder Hemmnisse, die den Träumenden peinigen, im Schlafe beseitigt werden. So träumte eine etwas männlich veranlagte Patientin Howes von einem Talisman, der aus ihrer Pubertäts-entstehung; dabei mag die Vorstellung zugrunde gelegen haben, daß die Träumende durch stärkere Anwendung weiblicher Verschönerungskünste hoffte, sich von ihrer männlichen Veranlagung zu befreien. Bei selbstkritischen Träumen treten die eigenen Fehler und Mängel in irgendwelcher Form hervor; so träumte ein Patient Howes von einem Esel mit schwachen und wankenden Beinen, und damit meinte der Träumende seinen eigenen beschränkten und widerstandslosen Charakter.

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Joseph Ponten: „Zwischen Rhone und Wolga“. Landschaftsbilder 1. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Erich von Drygalski. U.-B. Nr. 7142. Als erstes von drei Bändchen erscheinen hier europäische Landschaftsbilder aus Deutschland, Frankreich, Italien, der Schweiz und Russland, die uns Europa in all seiner charakteristischen Vielfalt und Besonderheit zeigen lassen. Auch dem Schulunterricht in Geographie und Literatur geben diese Schilderungen Belebung und Vertiefung. — Charles und Mary Lamb: „Erzählungen aus der Shakespearewelt“. Deutsche Neuausgabe von Prof. Dr. Eugen Wolbe. U.-B. Nr. 7144, 7145, 7146, 7147. Dieses Werk, das die Stoffe der Shakespeare'schen Dramen und Komödien in Form von farbigen, spannenden und fein ausgeführten Novellen erzählt, ist in England weit verbreitet und wird auch in Deutschland Erwachsenen und der reiferen Jugend eine Quelle der edelsten Unterhaltung sein. Mit Ausnahme der Königsdramen sind alle Shakespeare'schen Stücke in den Erzählungen behandelt. — Arnold Ulitz: „Die Unmündigen“. Grenzfälle aus dem Seelenleben Jugendlicher. Mit einem Nachwort von Lub Westmann. U.-B. Nr. 7149. Die Grenzfälle, die außerordentlichen Exemplare im Guten und Bösen zeigen die Gestaltungskraft des Dichters; aber das Abnorme erleuchtet auch das Normale und illustriert die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler, die für das Generationenproblem so entscheidend wichtig sind. — „Der Gongor“. Phantastische Komödie in vier Akten. Von Robert Walter. U.-B. Nr. 5564. Ein symbolhaftes Spiel von der Gewalt des Menschen im Tode, ein Werk aus fantastischer Idee, ergreifend und bezwingend in der Fülle der Gesichte und wie Robert Walters „Sokrates“ Minus von der Großen Gebarmenkunft eine Komödie des feierlichen, erhabenen und geklärten Theaters.

* Gunnar Gunnarsson: „Der unerfahrene Reisende“. Roman. Einzige berechnete Übersetzung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. (Verlag von Albert Langen in München.) — Mit zerrissenen Wurzeln — „das Leben in der einen Hand, den Tod in deren andern“ — zieht der unerfahrene Reisende, der blutjunge Dichter Ulagi Greipsson, dessen isländische Kindheits- und Jugendtage wir aus den Romanen „Schiffe am Himmel“ und „Nacht und Traum“ kennen, in die Welt hinaus. Von den rauschenden Quellen und Vulkanen, den Wiesen und Schafherden der Heimat hinweg, ein Wiking der Seele, zieht er zu fernen Gestaden, sich zu erobern, wovon er als Knabe geträumt. Aber er muß erst verlieren, um dereinst zu gewinnen. Dies wird eine Fahrt, wie nur die Jugend sie macht: voller Trost und Eigenwillen, voller Hunger und Not, und dabei von heftiger Selbstlosigkeit, von unbedingter Hingabe an Werk und Idee, Freund und Kamerad. So rührend, so göttlich nützlich kann sein Leben wohl nur der erblühende Mensch führen, der erwachende Mann. Alles, was uns dieser große Isländer in seinem „Unerfahrenen Reisenden“ gibt, führt er uns nahe ans Herz, voll Maienglanz und mit dem fernigen Humor, der jung macht.

* Kurt Erich Meurer: „Die Zauberlaterne“. Gedichte. (Druck von August Hopfer, Burg bei Magdeburg.) Ein schmales Bändchen, das Gewicht erhält durch den strengen Ernst selbstkritischer Auswahl. Man spürt deutlich das Bemühen des Dichters, nur sein Bestes und Reifstes vorzulegen. Die Verse sind auf knappe und prägnanteste Form gebracht, seelisches Schauen erfüllt sie mit plastisch-farbigen Bildern. Der Rhythmus ist dem stimmungsmäßigen Gehalt feinsinnig angepaßt, bald liebhaft schwingend, bald gehämmert, bald leise verschwiegend; überall wird ein echt lyrisches Empfinden fühlbar, dem sich die Welt zu Farbe und Klang gestaltet. Das Büchlein wird alle erfreuen, die es heute noch verstehen, Verse zu lesen.

* Hans Herrmann: „Der Verbrech. erkönig“. Rothstein, der Spieler (Amalthea-Verlag, Wien). Ein Schuh vibriert durch das Zentrum New Yorks. Sein Echo treibt die Gestalten auseinander, die die Unterwelt des Broadway beherrschen. Charly Rothstein, ihr ungekrönter König, ist schwer verwundet worden. Eine fieberhafte Tätigkeit der Polizei beginnt. Die Zeitungen überbieten sich an überflüssigen Mitteilungen. Die Masse verflucht die Gerüchte, die langsam um den Fall entstehen. Alle Welt scheint plötzlich alles zu wissen, und trotzdem — die Untersuchung gerät

ins Stocken, die Verhaftung der Täter bleibt aus, obwohl ihre Namen bekannt sind. Kaleidoskopisch schwirren nun die Bilder vorbei. Menschen und Orte, Liebe und Haß ziehen vorüber. — Langsam tritt aus dem Hintergrund die Gestalt Dr. Gregors hervor. Über den Tod Rothsteins hinweg er kämpft er sich dessen Geliebte. Außerordentlich spannend geschrieben, packt der Roman den Leser durch die Plastik seiner Gestalten.

* Mura: „Seine Geliebte und Gabo“. Aus dem Italienischen von Katharina Brachvogel. (Eden-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 62.) Ein neuer spannender Liebesroman dieser in Deutschland schnell bekannt gewordenen italienischen Schriftstellerin, von der Pittagalli sagt, daß sie die geistreichste und schärfste Frau Italiens ist. Der Roman schildert die Entwicklung einer jungen Frau. Die Handlung rollt in geistreicher Formulierung ab.

* Was nicht im Wörterbuch steht: Sächsisch von Hans Reimann. Mit vielen Zeichnungen von Karl Holt und einem farbigen Umschlag von Walter Trier. (R. Piper u. Co., München.) Wohl kein deutscher Dialekt ist so wahrhaft herzerquickend wie der sächsische, und niemand kennt ihn so intim und weiß über ihn so erweiternd zu plaudern, wie Hans Reimann. Aber Reimann ist nicht nur erweiternd, sondern auch gründlich. In diesem Buch leuchtet er in die Unter- und Abgründe des Sächsischen hinein und läßt aus ihnen den Sächsen hervorstechen, wie er lebt und wie wir alle ihn lieben. Zwerchfellererschütternde Anekdoten wechseln mit feinen Beobachtungen und während man lacht, hat man nebenbei viel Überraschendes und Lehrreiches über Sprache und Volkstum erfahren.

* E. Prossinag: „Das Antik Amerikas“. Drei Jahre diplomatischer Mission in den U. S. A. (Amalthea-Verlag, Wien.) Der Autor ist in das Land nicht als flüchtiger Reisender gekommen. Er hat dort für seine österreichische Heimat drei Jahre lang in diplomatischer Stellung als Vertreter in einer internationalen Schiedskommission erfolgreiche Arbeit geleistet, deren wichtigste Frucht die Freigabe des im Kriege beschlagnahmten österreichischen Vermögens war. Seine Eindrücke und Beobachtungen sind nicht die eines mühsamen Zusehers, sondern die eines Erlebnis eines Europäers, der im friedlichen Waffengang internationaler Schiedsgerichtsbarkeit vor seinem amerikanischen Forum in Ehren bestanden hat. Seine Betrachtungen über die Eigenart amerikanischen Wesens, über amerikanische Demokratie, Politik, gesellschaftliches Leben, Verhältnis der Geschlechter, Familienleben, Kindererziehung, Schule, über die vielumstrittenen Probleme der Prohibition oder der Negerfrage sind nicht angelesen, nicht der Querschnitt aus der neuesten Literatur über diese Themen, sondern Eindrücke und Erfahrungen aus erster Hand. Diese persönliche Färbung unmittelbaren Erlebnisses gibt dem Buche seinen besonderen Reiz, ob es sich um Porträts überragender Persönlichkeiten oder um ein liebevolles Eingehen auf die Wesensart amerikanischen Lebens handelt. Auch wo der Autor einseitigstenfalls flüchtige Reiseeindrücke in lebendigen Skizzen vorüberziehen läßt, fühlt man seine tiefere Verbundenheit mit Landschaft und Kultur des ihm gastlich nahe gekommenen Landes.

* „Photographieren leicht gemacht.“ Von A. Stüler und R. Wagner. (Grandhse Verlags-Handlung, Stuttgart.) Der beste Beweis dafür, wie praktisch das kleine Buch sein muß, ist die Tatsache, daß fast vier Jahre nach seinem ersten Erscheinen, die 150. Auflage erscheint. Das Büchlein enthält alles, was man wissen muß, und ist trotzdem kurz und knapp geschrieben, die Sprache ist außerordentlich deutlich und klar; außerdem enthält es eine große Menge von ganz neuartigen, anschaulichen Bildern, die alles Technische bei der Aufnahme, beim Entwickeln und beim Kopieren mit einer geradezu verblüffenden Deutlichkeit zeigen. Wer nach diesen Bildern arbeitet, der kann gar keine Fehler machen.

* „Die Vermögenssteuer.“ Was jeder davon wissen muß. Von Dr. W. Sinzig, Oberfinanzsekretär. (Verlag W. B. Stollus in Bonn.) In kurzer und sehr übersichtlicher Form bringt der Verfasser diese praktische Anleitung heraus. Die in dem Gesetz sowie in der Rechtsverordnung enthaltenen Grundzüge werden durch diese neue Schrift weitestgehend zugänglich gemacht. Bei der Abfassung ist Wert darauf gelegt worden, die wichtigsten Grundgedanken an Hand einfacher Beispiele klar zu legen.